

Die Händler in der Vorhalle des Verunha-Tempels zeigten sich unzufrieden. Wie jedes Jahr hatten sie prall gefüllte Körbe mit reifen Trauben gebracht. Die Leute von Gomorrha pflegten diese Weintrauben während der Kulthandlung von der Priesterin Veiha weihen zu lassen und sie dann mit nach Hause zu nehmen, wo sie andächtig verspeist wurden. Doch heute wurden weit weniger Trauben verkauft als sonst. Die Körbe leerten sich nur zögernd, und viele, die kamen, vor allem die Flüchtlinge aus Sodom und Umgebung, griffen nach den erfrischenden Trauben nur, um sie an Ort und Stelle zu essen; sie dachten nicht daran, sie vorher weihen zu lassen. Auch die Opfertiere – Tauben, Hasen und Hühner – fanden kaum Absatz, und die Priesterin Veiha stellte stirnrunzelnd fest, dass sich der Tempel, kaum, dass er sich zur Hälfte gefüllt hatte, auch schon wieder zu leeren begann.

Und dabei boten sie und ihre jungen Tempelmädchen heute den üppigsten Traubentanz seit Langem. So, als wollten sie durch dessen Zauber die Menge im Tempel festhalten – was ihnen aber nicht gelang. Was war los? Hatte der Gong nicht nachhaltig genug gerufen? Er hatte. Aber sein Schall wurde durch die Ereignisse übertönt. Da war zunächst die Stimme des Herolds, der die Menge in die Arena lud. Die Spiele begannen zwar erst am Nachmittag, doch wer sich einen guten Platz sichern wollte, ging schon vorher hin. Und die Arena war jedenfalls zugkräftiger als der Tempel. Und dann war da auch noch Sodoms Vernichtung durch das Feuer! Die Folgen davon

waren überall sichtbar und spürbar. Selbst im Tempel
roch es nicht nur nach Weih-, sondern auch nach anderem
Rauch. Die Schwaden zogen vom Siddim-Tal und der
zerstörten, jedoch noch immer brennenden Stadt bis über
Gomorrha. Das Sonnenlicht kämpfte mit ihnen; unter
den Planen, welche die Bazar-Straße überdeckten, wurde
es zeitweilig so dunkel wie am Abend. Die Taschendiebe
priesen diesen Tag; sie machten reiche Beute. Die Pas-
santen eilten offenbar ziellos, auf der Suche nach Unter-
künften, durch die Stadt. Sie brauchten zumindest eine
Bleibe für die nächsten Tage, bis man die Situation wie-
der in den Griff bekam.

Doch innerhalb seiner Stadtmauern bot Gomorrha den
Flüchtlingen kaum Obdach. Bald war es gewiss, dass die
meisten außerhalb würden kampieren müssen. Vorläufig
waren die Straßen verstopft mit den Karren voll Haus-
rat, welche die Flüchtlinge mit sich schleppten, und mit
ihren geretteten Tieren, die sie mit sich führten. Ihr Kla-
gen, dazu das Blöken und Schreien von Eseln, Kamelen,
Ziegen und Schweinen, das Wiehern von Pferden und
Schimpfen von Bütteln, die außerstande waren, die Ord-
nung aufrechtzuerhalten, hallte von den Häuserwänden
wider.

Der Töpfer erkannte, wie unvorsichtig er war, als er,
im Vertrauen auf den alltäglichen Ablauf der Dinge, auch
heute wieder vor dem Gewölbe seine zerbrechliche Ware
zur Schau gestellt hatte. Schon waren etliche Schalen und
Krüge beschädigt; doch unachtsame Menschen nahmen
nicht die geringste Notiz davon. Kaufen wollte schon

gar keiner; auch zeigte sich niemand weder bereit noch imstande, für den verursachten Schaden aufzukommen. Fluchend begann der Töpfer, was noch heil war und ihm verblieb, wieder in Sicherheit zu bringen. Sein Tag hatte gar nicht gut begonnen.

Bis auf einige wenige, die den *Diwan* als ihr zweites Zuhause erkoren hatten, fanden sich auch kaum Besucher in Hafiz Erdomans Goldgrube ein. Malaba meldete dem Herrn empört, dass noch nicht einmal alle Musiker erschienen waren, um ihre Arbeit zu beginnen. Sie ahnte nicht, dass einige, als sie ihr Heim verlassen wollten, von Verwandten aus Sodom um Hilfe und Aufnahme angefleht wurden, da sie daheim alles verloren hatten.

Um die Mittagsstunde pflegte die Arena gewöhnlich in prallem Sonnenlicht zu liegen. Jedes Detail des gewaltigen Rundbaues war dann sogar aus größerer Entfernung gut zu erkennen.

Heute jedoch war der Himmel verdunkelt. Nur kurze, heftige Böen trieben für kurze Augenblicke die Rauchschwaden fort, dafür aber einen Nieselregen von Asche und feinem Salzstaub über die Stadt, der vom Salzberg herabgeweht wurde. Dennoch füllten sich die Ränge der Arena, wenn auch nur zögernd. Die Schaulustigen begannen zu kommen – darunter auch Taaf. Der Schreiber hatte Wort gehalten und ihm einen Platz neben der Loge des Königs reserviert. Taaf war erwartungsvoll und enttäuscht zugleich. Er sah die gedrückte Stimmung der Zuschauer und merkte, dass sie allmählich auf ihn übergriff. War es die Ahnung kommenden Unheils? Die

Königsloge blieb immer noch leer; nur hin und wieder zeigte sich einer der Würdenträger, die Bobolam als seine Gäste zum Kampfspiel geladen hatte. Da jedoch nur der König selbst das Zeichen zum Beginn der Spiele geben konnte, wurde Unmut laut.

Endlich erschienen die Fanfarenbläser und nahmen Aufstellung, um den Herrscher über die Stadt und ihren Umkreis anzukündigen. Doch nichts geschah; man wartete immer noch vergeblich auf Bobolam. Doch auch die Zuschauerränge waren noch nicht bis zur Hälfte besetzt. Und dabei war es längst über die zum Beginn der Spiele festgesetzte Zeit. Wie um den Wartenden die Zeit zu vertreiben, erschienen jetzt zwei kräftige Arbeiter und rammten einen Pfahl in den Sandboden der Arena. Die Schläge ihrer schweren Hämmer widerhallten im Rund. Es war dies der Pfahl, an dem Urgo festgebunden werden sollte.

*

König Bobolam hatte längst seinen festlichen Ornat angelegt. Auch Königin Zarzi war fertig angekleidet und verging fast vor Ungeduld. Gehörte es doch zu den königlichen Pflichten, pünktlich vor dem Volk zu erscheinen. Doch heute waren die Ereignisse derart, dass der König noch immer in seinen Amtsräumen festgehalten war. Beamte und Boten kamen und gingen; sie berichteten von dem, was in und um Gomorrhha geschah. Die Stadt begann allmählich im Flüchtlingsstrom zu ersticken. Es

mussten Maßnahmen getroffen werden, um Übergriffe zu verhindern. Der König ließ die Krieger, die ihm zur Verfügung standen, vor den Stadttoren Aufstellung nehmen, um jedermann den Zutritt zu verwehren. Man riet dem König, außerhalb der Stadt ein Auffanglager zu schaffen, in dem die Betroffenen mit dem Nötigsten versorgt und vorerst untergebracht werden konnten.

„Die Spiele!“, erinnerte ihn Zarzi mit wachsender Ungeduld.

„Ich weiß, ich weiß!“, beschwichtigte sie Bobolam. „Verstehst du nicht, dass dies hier wichtiger ist?“

„Bobolam“, widersprach die Königin, „was weiß die Menge, was wichtig ist! Das Volk wird es dir übel nehmen, wenn du es warten lässt!“

Die Sonne zeigte längst eine spätere Stunde an, als der König samt Königin und seinem Tross endlich nach der Arena aufbrach, um das Blutspektakel zu eröffnen.

*

Unterdessen waren Taafs gedungene Männer nach und nach im *Diwan* eingetroffen. Sie nahmen verteilte Plätze ein, als würden sie nicht zusammengehören, und bestellten reichlich Speis und Trank. Sie hatten vor, zunächst zu genießen, was der *Diwan* zu bieten hatte. Und keiner von ihnen hatte vor, zu bezahlen. Nur Jambor, der Anführer, war noch nicht erschienen. Dabei fiel ihm dieselbe Aufgabe wie König Bobolam zu. Er hatte das Zeichen zum Anfang zu geben. Jambor aber war zu spät aufgebrochen

und hatte nun Schwierigkeiten, an der Wache am Stadttor vorbeizukommen. Eine laut protestierende, schreiende und schimpfende Menge drängte sich vor dem Tor, doch des Königs Befehl gemäß wurde niemand mehr eingelassen.

„Ihr habt draußen zu bleiben vor der Stadt, ihr alle!“, hieß es. „Niemand passiert mehr! Auf Befehl des Königs: Bleibt, wo ihr seid, und sucht euch eine andere Bleibe!“

Doch da waren Männer und Frauen, die auf die Hilfe von Verwandten zählten, die in Gomorrha lebten. Sie nahmen Bobolams Befehl nicht zur Kenntnis, der Haufen wuchs, und immer mehr drängten nach. Schließlich war die Wache nicht mehr imstande, dem Ansturm standzuhalten. Und in dem Moment, in dem die Ersten die Sperre durchbrachen, zwängte sich auch Jambor durch. Mit Mühe erreichte er den *Diwan*. Das Lokal war so spärlich besucht, wie er vermutet hatte. Er sah seine Spießgesellen, verteilt im Raum und bei schwelgerischem Verzehr und in Gesellschaft von Mädchen, und beschloss, es sich gleichfalls erst einmal gut gehen zu lassen. Schließlich hatte es ihn Schweiß gekostet, überhaupt hierherzukommen. Malaba aber war froh, einen weiteren Gast zu erblicken, und schickte Morimba auf die Spielfläche. Vergeblich jedoch spähte sie nach dem, den sie erwartete, den reichen Händler, der die Schöne heute mit sich nehmen sollte.

Die nun endlich vollzählig versammelten Musiker setzten ein und der *Diwan* konnte mit seinem heutigen Programm beginnen.

In der Arena trieben indes die mit Speeren bewaffneten Wärter die hungrig brüllenden Löwen aus ihren Käfigen und in einen Verschlag, der sich nur nach der Arena öffnen ließ. Ihr Gebrüll war bereits bis auf die Ränge zu hören und wirkte nach der entnervenden Wartezeit elektrisierend.

„Endlich“, rief Taaf, „geht es los! Ich dachte schon, heute wird es nichts mehr!“

Sein Nachbar blickte gleichzeitig misslaunig zur Königsloge. „Freu dich nicht zu früh, Bobolam ist noch immer nicht da! Ohne ihn kann man nicht anfangen!“

„Aber wann kommt er denn endlich?“, empörte sich Taaf. „Hat er es denn vergessen? Weiß er nicht, dass er längst hier sein sollte?“

„Frag ihn doch selbst“, brummte der Nachbar. „Er ist der König!“

Empört wandte sich Taaf von ihm ab und starrte weiter auf die Arena, aus der nun auch die beiden Arbeiter wieder verschwunden waren. Ihr Werk war getan, der Pfahl fest in den Boden gerammt. Der Delinquent würde ihn selbst unter Aufbietung aller Kräfte nicht lockern können.

Auf den Rängen waren nun doch etwas mehr Zuschauer erschienen. Und ihre Ungeduld machte sich nun bemerkbar. Es wurde höchste Zeit für Bobolam, das Zeichen zum Beginn zu geben, wenn er sich nicht die Gunst seiner Untertanen verscherzen wollte.

Unten im Verlies schlossen indessen die Wärter die Gefangenen von ihren Ketten los und banden ihnen die Hände auf den Rücken. Viele wehrten sich, es war immer so. Ein letztes Mal versuchten sie, sich gegen ihr Schicksal aufzulehnen, doch es half ihnen nichts. Die Wärter bekamen rasch Hilfe. Wachen erschienen und brachten die Unglücklichen zur Raison. Sie schlepten sie aus dem Verlies und in eine Kammer, die unmittelbar neben jener lag, in welcher die Raubtiere darauf harrten, auf ihre Beute losgelassen zu werden. Ihre beißende Ausdünstung wehte zu den Gefangenen herüber und wurde zum Vorgesmack auf das Kommende. Panik packte sie. Bitten, Gebete und Flüche wurden laut – vergebens. Jeder von ihnen blieb allein in seiner Not. Verunha war weit fort, von Weihrauch umweht, und hörte sie nicht, und auch keiner der vielen anderen Götter, die man im Lande verehrte, half ihnen.

Noch hingen Torgo und Urgo in ihren Ketten, und ein Funke Hoffnung keimte in Urgo auf. Die anderen Gefangenen waren bereits fortgebracht. Hatte man sie vergessen? Oder waren sie doch noch begnadigt worden? Torgo, der in diesen Minuten seinen Blick nicht vom Antlitz seines Sohnes wandte, erkannte, was in diesem vorging, und wie trügerisch diese Hoffnung war.

„Nein, Urgo“, schüttelte er mitleidig den Kopf, „täusche dich nicht! Sie werden auch uns holen, sobald es so weit ist!“

„Aber wir sind allein geblieben im Verlies! Was hat das zu bedeuten?“

„Dass wir zum Schluss – und Höhepunkt – dieses grausamen Spektakels erkoren sind!“, erklärte er. „Auch in Gomorrha hebt man sich das Beste für den Schluss auf! Unser Sterben soll noch einmal zu einem Sturm der Begeisterung führen! Gibt es uns beide nicht mehr, ist das grausame Spiel zu Ende. Wer zugesehen hat, geht befriedigt heim.“

„Das ist doch unmenschlich, Vater! Weshalb lässt Gott solches zu? Und so vieles andere auch?“

„Ich weiß es nicht, Urgo. Sein Ratschluss ist uns unbegreiflich. Er allein weiß, weshalb er es geschehen lässt.“ Ein ungläubiger Seufzer entrang sich Urgos Brust. In ohnmächtiger Verzweiflung zerrte er an seinen Ketten.

„Hat mich meine Mutter *dazu* geboren?“, rief er aus. „Soll das wirklich mein Ende sein? Ein Ende, zur Belustigung des Pöbels von Gomorrha?“

„Man hat mir ein Schwert versprochen, mein Sohn“, presste Torgo aus trockener Kehle hervor. „Ich werde dich verteidigen!“

„Gib mir das Schwert, Vater, und ich verteidige mich selbst!“

„Und was würdest du tun? Den Wärter niederstechen, und vielleicht auch zwei oder drei? Du kämst nicht weit, Urgo! Wir können nur eines: auf Gott vertrauen! Nur er kann uns retten!“

„Du kannst auch nichts anderes tun. Woher nimmst du nur die Kraft, so zu sprechen“, schüttelte Urgo den Kopf. „Er hätte uns längst retten können, wenn er gewollt hätte!“

„Seine Wege sind nicht die unseren, und seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken. Kein Mensch mit seinen niederen Gedanken kann erfassen, nach welchem Gutdünken unser Gott seine Schöpfung lenkt. Du kennst Atlantis nur aus den Erzählungen von deiner Mutter und mir. Wir haben das nie erwähnt. Auch dort gab es grausame Spiele, zum Teil auf Geheiß von Amur, deinem Großvater, zum Teil auch vom Hohepriester. Sogar deine Mutter war in größter Gefahr!“

Urgo hatte eine heftige Erwiderung auf der Zunge, als er plötzlich merkte, dass sein Vater ihm nicht zuhören würde.

Etwas Sonderbares, Unbegreifliches schien mit Torgo zu geschehen. Wie gebannt blickte der junge Mann zu seinem Vater hinüber. Torgo schien weit fort zu sein. Trotzdem er immer noch in seinen Ketten hing, schien es auf einmal so, als wäre er *frei!*

*

Weit fort, in der Oase Hamada, begriff Miriam plötzlich, in welcher Lage sich Torgo befand und ebenso Urgo, sein Sohn. Sie wusste nicht, woher dieses Wissen kam, doch sie sah und fühlte förmlich die Not der beiden. Sie kniete am Brunnen, und durch ihre Finger rann eine Handvoll weicher Sand. Und so, wie der Sand in ihrer Handfläche seinem Ende zuneigte, war es, als ginge auch Torgos und Urgos Leben seinem Ende zu. Zur selben Zeit wusste Torgo, dass Miriam ihn in seinen Ketten sah. Und der

Herzschlag der fernen Tochter seines Freundes und sein eigener wurden eins. Miriam spürte, wie sie zusammenwuchsen, und betete: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkünden seiner Hände Werk.“

Im selben Augenblick schmetterten die Fanfaren und verkündigten die Ankunft des Königs und der Königin. Der Schall der Fanfaren schnitt Urgo durch Herz und Hirn. Wie eine eiskalte Welle durchfuhr ihn die Erkenntnis, dass nun das Ende kommen sollte. Doch Torgo schien nichts davon wahrzunehmen! Urgo hörte ihn vielmehr murmeln: „Nun merke ich, dass der Herr seinem Gesalbten hilft und ihn erhört! Seine Rechte hilft ihm mit Macht.“

Die Stimme des Prinzen war der einzige Laut im Verlies. Miriam betete in Hamada, und Torgo sprach ihre Worte aus: „Herr, schaffe mir Recht! Ich hoffe auf dich, und darum werde ich nicht fallen!“

Urgo vernahm diese Worte; er wusste, was sie bedeuteten, aber nicht, woher sie kamen; denn sein Vater stand aufrecht vor der Wand aus Lehm, und wenn er die Lippen bewegte, war es, als spräche jemand anders aus seinem Mund. *Miriam!*, durchfuhr Urgo plötzlich diese Erkenntnis. Er begriff, was geschah. Und in seine Verzweiflung mischte sich Grauen.

König Bobolam und Zarzi, seine Gemahlin, hatten in der Königsloge Platz genommen. Der König sah angegriffen aus und wirkte zerstreut, doch seine Gemahlin lächelte huldvoll und winkte der Menge freundlich zu. Beider Erscheinen wurde durch erleichterte, laute Zurufe

begrüßt. Endlich waren sie da, und das Spiel sollte beginnen.

*

Im Lauf des letzten Vierteljahres hatte der König durch seine Tierfänger insgesamt acht Löwen einfangen lassen. Sie waren für den heutigen Tag in der Arena bestimmt. Die Löwen waren verschiedenen Alters und Geschlechts. Die Kenner dieser Tiere wussten um die besondere Gefährlichkeit der Weibchen, während die männlichen Löwen eher träge waren. Doch infolge ihres Aussehens und ihrer Größe waren sie beim Publikum beliebt. Drei der Löwen waren Jungtiere, noch putzig anzusehen und frisch-lebendig. Sie sollten den Zuschauern zur Unterhaltung dienen, doch ihre Zähne und Krallen waren längst scharf und gefährlich.

Diese jungen Tiere wurden bei Laune gehalten und in ihrem Spiel- und Kampftrieb unterstützt, indem man ihnen in die Grube, in der sie gehalten wurden, mit Sand gefüllte Säcke hinabließ, die, an einer Art Galgen hängend, an Stricken in die Tiefe baumelten. Durch hin und her schwenken des Galgens wurden sie in Bewegung versetzt. Die jungen Tiere sprangen sie an und bohrten ihre Krallen und ihr Gebiss in die vermeintliche Beute. Die Säcke wurden dabei bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Um die Löwen kümmerten sich die beiden Tierwärter Siddor und Flavor. Sie waren an den Umgang mit Raubkatzen gewöhnt und es gelang ihnen stets, sich mit ihnen

fast anzufreunden. Da sie sie fütterten, gewöhnten sich besonders die Jungtiere bei längerer Gefangenschaft an diese beiden Männer, die sich zur Reinigung der Grube und um ihnen Wasser zu bringen bis in diese selbst hineinwagen mussten. Die Fleischnahrung – große Stücke Schlachtfleisch – warfen sie ihnen jedoch über die Brüstung hinab und sahen ihnen sachverständig zu, wenn sich die Tiere um diese balgten.

König Bobolam war stolz auf seine Löwen. Seine Tierfänger waren beauftragt, stets für neuen Nachschub zu sorgen, denn bei den immer wieder stattfindenden Auftritten in der Arena kam es zu Verlusten. Die meisten fügten sich die Raubtiere einander selbst zu, nachdem sie an ihren Opfern Blut gerochen hatten. Auch pflegte der König gelegentlich Gästen eine besondere Gunst zu erweisen, indem er sie einen Blick in seine Löwengruben werfen ließ. Er fühlte sich stets geschmeichelt, wenn seine Besucher die Löwen lobten.

Vor jedem Auftritt in der Arena wiederholte sich der gleiche Vorgang: Schon Tage zuvor wurde die Fütterung zunehmend eingeschränkt. Drei Tage vor dem Arenaspiel blieb sie gänzlich aus, und Siddor und Flavor wagten sich nicht mehr in die Grube hinab – und das aus gutem Grund. Die Löwen begannen zunehmend aggressiv zu werden. Hunger und Durst waren die Ursache. An den ersten Tagen spürten sie die verminderte Nahrungsaufnahme noch nicht sehr. Sie wurden bloß unruhig. Doch mit jedem weiteren Tag wurde ihr Brüllen fordernder. Sie sprangen an den Wänden der Grube hoch und

gegen das Bohlentor, welches den Zutritt in ihr Gefängnis ermöglichte und durch welches die Wärter zu kommen pflegten, um ihnen ihr Wasser zu bringen.

Die beiden Tierwärter waren dies gewohnt – es war ja doch stets dasselbe. Riskant war jedoch die Stunde des Kampfes selbst. Durch die beiden sich nach außen öffnenden Türflügel gedeckt, mussten sie die gereizten Raubtiere in die Arena lassen, wo ihrer endlich Beute harrte – lebende Menschen, welche ein grauenvoller Richtspruch dazu bestimmt hatte, vor den Augen der Menge zerfleischt zu werden.

Doch diesmal war es anders. Die Tiere zeigten bereits spürbare Nervosität, als sie noch ihre volle Ration erhielten. Erregt brüllten sie bei Tag und Nacht und selbst der mächtige, bereits an Jahren gereifte Löwe zeigte kein Phlegma wie sonst. Er lag nicht in der prallen Sonne, um gelangweilt vor sich hinzudösen. Unruhig lief er vielmehr auf und ab und stemmte seinen mächtigen Leib gegen die senkrechte Wand oder die Bohlentür, die unter dem Druck seiner Pranken ächzte.

„Was hat er nur?“, fragte sich Siddor.

„Keine Ahnung! Er ist unruhig, wie die anderen auch“, meinte Flavor.

„Aber ich kann mir nicht erklären, weshalb! Vielleicht mag es der Rauch sein, der in der Luft liegt, und den der Wind aus Sodom und dem Siddim-Tal nach Gomorrha trägt.“

„Mag sein; auch mich kratzt er beständig im Hals, und die Sonne scheint auch nicht wie stets. Ständig ziehen

Wolken über sie dahin. Lassen wir die Tiere, gönnen wir ihnen Ruhe! Ihr großer Tag kommt bald.“

„Ich fürchte nur, dass es mit ihnen nicht auszuhalten sein wird, sobald sie hungrig sind!“

„Umso besser! Der König hat es gern, wenn sie so richtig in Rage sind und wie Furien in die Arena preschen; außerdem – für die armen Teufel, ihre Opfer, ist dann wenigstens alles bald vorüber!“

„Das ist auch wieder nicht gut! Die Zuschauer wollen nicht, dass es so rasch zu Ende geht. Sie wollen doch ihren Spaß haben und sich an dem, was es zu sehen gibt, ergötzen! Sie wollen erleben, wie die Verurteilten um ihr Leben rennen und gar versuchen, die steile Wand emporzuspringen, die sie von den Tribünen trennt. Und was ist das dann für ein Hallo, wenn sie es nicht schaffen und den Löwen geradewegs in die Pranken purzeln.“

„Hör auf damit“, wehrte Flavor ab. „Ich mag das nicht hören! Ein Glück, dass ich selbst nicht zusehen muss!“

„Du hast Nerven wie ein Weib, Flavor!“, lachte Siddor ihn aus.

„Ach was, Siddor! Ich habe mir sagen lassen, dass es gerade den Weibern nicht blutig genug zugehen kann. Die haben beim Zusehen den meisten Spaß – man sagt, auch unsere Königin! Haben wir die Löwen draußen, gehe ich diesmal selbst hinauf. Die Nummer mit dem atlantischen Prinzen will ich mir nicht entgehen lassen!“

„Du sprichst von dem Mann, der ein Schwert zur Verteidigung bekommt? Der würde auch mich interessieren.“

So etwas gibt es nicht alle Tage. Ich hoffe nur, dass er uns keinen unserer Löwen zuschanden macht!“

„Wenn ich mir ansehe, in welcher Laune die Viecher sind, dann denke ich, dass er gar nicht dazu kommen wird, sich zu verteidigen! Gegen die beiden stärksten Löwen, die als Letzte in die Arena gelassen werden, kommt er nicht an. Sie werden ihn anspringen, und dann ...“

„Hör zu, was ich dir sage! Man schließt Wetten ab in der Stadt, ja, richtige Wetten – dass er mindestens einen der beiden Löwen erlegt!“

„Diese Dummköpfe! Ich würde keinen einzigen guten Schekel riskieren! Sie kennen die beiden Löwen nicht, um die es geht.“

Tatsächlich waren die Tiere diesmal auffällig unruhig und ihre Erregung steigerte sich noch bis zu dem Tag, an dem sie in die Arena sollten. Doch Siddor und Flavor waren im Irrtum, wenn sie dies nur auf Hunger, Durst und den Rauch in der Luft zurückführten. Es war noch etwas anders – die Vorahnung von etwas weit Schlimmerem, was sie dazu trieb, einen Ausweg aus ihrem Gefängnis zu suchen! Und nicht nur die Löwen in ihrer Grube – alle Tiere in Gomorrha und Umgebung waren von einer unbegreiflichen Panik erfasst. Katzen und Hunde ergriffen die Flucht, die Kamele in den Karawansereien waren kaum zu bändigen, so, als hielten sie es bis zum Aufbruch in die Wüste nicht mehr aus. Und die Vögel hatten schon vor Tagen die Stadt in Schwärmen verlassen.

Dies waren Zeichen, welche den lebensfrohen Bewohnern Gomorrhas hätten zu denken geben müssen. Doch

zu sehr waren die Menschen eingesponnen in ihre tägliche Betriebsamkeit, ihre Geschäfte und Interessen, ihre Beziehungskrisen, Wünsche und Begierden, ihre Liebe und ihren Hass.

*

Nach dem Fanfarenzeichen, mit welchem der Beginn der Spiele angekündigt wurde, hatten die beiden Tierwärter die Aufgabe, zunächst die jungen Löwen in die Arena zu lassen. Inzwischen waren bereits die ersten Verurteilten hinausgebracht worden und erwarteten zitternd das Kommende. Es handelte sich um drei Frauen, welche der Hexerei beschuldigt waren. Sie hielten sich beisammen und hatten das entfernteste Ende der Arena aufgesucht, um dem Angriff der Tiere so lange als möglich zu entgehen. Als sie die jungen Löwen sahen, schien ihnen die Gefahr jedoch nicht so groß. Die jungen Katzen sahen possierlich aus, wenngleich sie fauchend in die Arena sprangen. Sogleich erhob sich auf den Rängen jubelndes Johlen. Das lange Warten schien sich gelohnt zu haben.

Aber die Tiere zeigten keine Lust zu einem Angriff auf ihre Opfer. Vielmehr sprangen sie sofort an der Umfassungsmauer hoch, um zu flüchten – irgendwohin, wo es ihnen sicher schien. Ein wütendes Pfeifkonzert quittierte ihre vergeblichen Bemühungen und zugleich prasselte ein Hagel von Wurfgeschossen auf die erschrockenen Tiere herab. Die Erregung der Menge wuchs. Auch Taaf wurde von ihr erfasst. Zarzi, die Königin,

ergriff die Hand ihres Gatten und presste sie vor Spannung auf das, was sich ereignen würde. Inzwischen hatte einer der drei jungen Löwen sein Augenmerk auf die Frauen gerichtet, die sich fast bewegungslos an die Umfassungsmauer drängten. Und jetzt kam dem gereizten Tier offenbar sein Hungergefühl zu Bewusstsein. Es sprang, zunächst noch in abwartender Haltung, auf die Gruppe der Frauen zu, die sich zitternd aneinanderdrängten. Wären sie beisammengeblieben, hätten sie das Tier vielleicht sogar abgeschreckt. Doch eine von ihnen verlor die Nerven und lief kreischend davon; und dadurch war der Jagdinstinkt der Raubkatzen geweckt.

Die Entsetzens- und Schmerzensschreie der auseinanderflüchtenden Frauen gegen den von Rauchschwaden überzogenen Himmel wurden von dem Beifallsgekreisch der mitleidlosen, rohen Menge nicht übertönt. Die Löwen nahmen sich ihre Opfer nicht gleichzeitig vor. Sie zerfleischten eines nach dem anderen und sättigten sich an dem blutigen Menschenfleisch, um welches sie sich balgten. Die in den vorderen Reihen der Arena saßen, konnten das Brechen der Knochen der Getöteten hören, und je mehr Blut die jungen Tiere saßen, umso rabiater gebärdeten sie sich. Nun sahen sie nicht mehr wie putzige Katzen aus, sondern nur noch wie kleine Ungeheuer mit bluttriefenden Lippen. Die letzte der drei Frauen war beim Anblick dessen, was ihren Schicksalsgefährtinnen widerfuhr, bewusstlos zusammengebrochen. Sie erwachte erst unter Zähnen, die sich in ihr Fleisch bohrten und es zerrissen. Sie war die leichteste Beute und ihr Sterben verhältnismäßig kurz.

Nun waren die Tiere gesättigt und sollten normalerweise träge sein. Für ihre Aufgabe geschulte Männer hatten sie mit langen Stangen einer Türe zuzutreiben, durch die jene Löwen, die ihre Aufgabe erfüllt hatten, in ihre Grube zurückgelangen konnten. Widerwillig, aber unlustig auf einen neuen Kampf ließen sie dies für gewöhnlich mit sich geschehen. Diesmal aber setzten sich bereits die Junglöwen zur Wehr und ließen bei den Wärtern Befürchtungen aufkommen, wie sich erst die erwachsenen, gefährlichen Tiere verhalten würden. Mit Prankenhieben wehrten sie fauchend die langen Stangen ab und gingen sogar zum Angriff gegen die Männer über, die Mühe hatten, die jungen Löwen zur Türe zu bringen. Begleitet von Gelächter und den Spottrufen der Menge gelang ihnen dies endlich, wobei es einen Verletzten gab, dem ein Jungweibchen zu nahe kam.

Der nächste Verurteilte, der auf dem *Programm* stand, war ein Dieb, der es gewagt hatte, sich an Tempelgut zu vergreifen. Er war ein einzelnes Opfer, und auf ihn wurde auch nur ein Löwe losgelassen. Der Mann hatte es verstanden, seine Wärter zu bestechen, und diese hatten ihm eine gehörige Portion Alkohol verschafft. Betrunkener wankte er in die Arena und stierte mit blutunterlaufenen Augen dem Unheil entgegen. Er fing sofort zu rennen an, als der Löwe erschien. Er lief nicht lange. Sein Tod war ein kurzes, schreckliches Schauspiel. Taaf empfand diese und die beiden darauffolgenden Exekutionen als unnötige Verzögerung. Und wie ihm erging es vielen anderen. Erst der mit Spannung erwartete Kampf zwischen Torgo

und den Löwen würde zum Höhepunkt werden. Was vorher war, verschaffte zwar auch ein wenig Nervenkitzel, doch der Ausgang war von vornherein bekannt. Und Mitleid oder Anteilnahme für die Opfer kannte man nicht.

Als nur noch Torgo und Urgo übrig waren, kam eine längere Pause, welche die Zuschauer nutzen konnten, sich zu erfrischen. Händler mit Getränken und Früchten gingen durch die Ränge und boten ihre Ware an, während ein Reinigungsstrupp sich in der Arena an die Arbeit machte, die Fleisch- und Knochenreste der Opfer einzusammeln und in eine in der Mitte der Schaufläche befindliche Grube zu befördern. Über das Blut, welches in Lachen die Fläche verunzierte, wurde frischer Sand gestreut. Die Arena sah nun wieder halbwegs sauber aus und war für die nächste und letzte Programmnummer bereit.

*

Malaba hatte voll Misstrauen die Männer Jambors beobachtet und sich vergeblich nach vertrauten Gesichtern unter der Kundschaft des *Diwans* umgesehen. Die Kerle Jambors fraßen und sofften und ein jeder vergnügte sich mit gleich mehreren Mädchen; dabei hatten sie kein Auge für Morimbas Tanz und keine Ohren für die Musik, welche ihn begleitete. „Primitives Pack“, stellte Malaba fest. Und, den Aufzug dieser Gäste musternd, erwachte ihr Misstrauen: „Ob sie überhaupt, was sie konsumieren, bezahlen können?“